

Nr. 282. Bromberg, den 25. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**

(23. Fortsetzung.)

Als sie die Halle betrat, hörte sie aus der Stiefelkammer, die neben der Bibliothek lag, ein metallisches Krachen, von verschiedenen Ausrufen nicht sänftlicher Natur gefolgt. Mike war im Verlaufe einer vergeblichen Durchforschung seiner Zelle wieder über den Eimer gestolpert.

Anne blieb stehen. Die Halle war leer, aus dem Salon kam ein schwaches Stimmengemurmel. Sie zögerte, biß sich auf die Lippen; dann ging sie rasch auf die Tür der Stiefelkammer zu und pochte leise. Die Stimme des Eingekerkerten erscholl.

„Wenn Sie diese verfluchte Tür nicht öffnen, werde ich — —"

„Still", sagte Anne in eindringlichem Flüsterton. „Mr. James, hören Sie mich."

Schweigen in der Stiefelkammer. Dann abermals die Stimme des Sekretärs, aber gedämpft und erstaunt.

„Sind — sind S i e das?"

„Ja", sagte Anne recht intelligent. „Ist es sehr ekelhaft da drinnen?"

„Nun, im Ritz-Carlton war es bequemer."

„Können Sie ordentlich atmen?"

„Kann ich was?"

„A t m e n!"

„Atmen? Ach ja, danke. Ein bißchen dumpf natürlich, aber — hören Sie, Anne — ah, Miß Kent — ich will Ihnen etwas — —"

„Hören Sie zu, Mr. James", sagte Anne schnell. „Es ist keine Zeit zu verlieren. Ich werde Sie herauslassen."

„Was? Das ist ja — aber Sie können es nicht!"

„Ich werde versuchen, das Schloß aufzubrechen."

„Wie?"

„Mit einer Haarnadel", sagte Anne, die zu der weisen Minorität gehörte, für die eine Haarnadel mehr ist als ein vorweltliches Kuriosum. Sie blickte sich vorsichtig um, zog das erwählte Werkzeug aus ihrem Haar und begann die Arbeit. Kein weiterer Laut drang aus der Stiefelkammer, dessen Insasse, wie sie wohl erriet, versuchte, diesen plötzlichen Ausbruch von Altruismus mit ihrer früheren Haltung ihm gegenüber zusammenzureimen.

Eifrig war Anne an der Arbeit. Aber das Ausbrechen von Schlössern ist eine Kunst, die nicht im Handumdrehen erlernt werden kann, auch ist eine Haarnadel nicht gerade das geeignetste Werkzeug dazu. Nach einigen Minuten ebenso beharrlichen wie fruchtlosen Bemühens mußte Anne zugeben, daß sie wohl eine ausgezeichnete Gouvernante sein mochte, aber als Einbrecher sehr weit hinten rangierte. Sie stand auf, um einen gespaltenen Fingernagel reicher, und berichtete ihren Mißerfolg.

„Es nützt nichts. Die Haarnadel biegt sich fortwährend."

Die Stiefelkammer nahm die Mitteilung gefaßt entgegen.

„Nun, das macht nichts. Es war jedenfalls sehr edel von Ihnen, es zu versuchen. Sie haben eben kein Talent dazu, wahrscheinlich."

Anne schwieg eine Weile, rieb sich den verletzten Finger und betrachtete die halsstarrige Tür stirnrunzelnd und gedankenvoll. Sie schien etwas Wichtiges in Erwägung zu ziehen. Plötzlich verschwand das Stirnrunzeln und sie wandte sich wieder an den Gefangenen.

„Hören Sie, Mr. James. Ich gehe den Schlüssel holen. Ich werde mich so sehr als möglich beeilen."

„Wie? Schauen Sie — — "

Aber Anne war schon gegangen. Sie wußte nicht, wie es kam, aber sie war nun fest entschlossen, den Gefangenen aus seiner Pein zu befreien. Sie konnte diesen Entschluß nicht einmal sich selbst erklären, sie wußte nur, daß der Sekretär ohne weiteren Aufschub freigelassen werden mußte. Dieser Fairlie hatte den Schlüssel zur Stiefelkammer und von ihm mußte sie ihn erlangen.

Aber wo war Fairlie? Sie hatte ihn nicht gesehen, seit er den Schlüssel einsteckte. Sie stand am Fuße der Treppe, unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, da öffnete sich die Salontüre und die kleine schönangezogene Dame aus dem Zweisitzer trat in die Halle, von Fairlie selbst gefolgt.

Anne schlüpfte schnell hinter eine Palme, deren es in jedem Hause, das Mrs. Bytheway bewohnte, mehrere zu geben pflegte. Ihre Angelegenheit mit Fairlie war privat und dringend, sie wollte lieber warten, bis er allein war.

„Bitte, entschuldige mich bei Mrs. Bytheway, Michael", sagte die Dame eben. „Ich komm' ohnehin schon zu spät."

„Gewiß, gewiß. Verzeih' — bitte — wenn ich dich nicht begleite", sagte der junge Mann. „Wenn ich heute nachmittag weg soll, muß ich gleich dazu schauen. Also auf Wiedersehen!"

Die Dame ging bei der Haupttüre hinaus und er wandte sich sofort und lief zur Tür der Bibliothek. Er war in dieser verschwunden, ehe Anne ihr Versteck verlassen und ihn aufhalten konnte.

Sie eilte ihm nach, sich den Kopf zerbrechend, wie sie es anstellen solle, den Schlüssel von ihm zu bekommen. Er hatte die Bibliothektüre hinter sich zugeschlossen, aber das Schloß war spröde und war nicht ganz zugegangen. Daher verursachte es kein Geräusch, als Anne nun die Türe aufstieß. Sie hatte sie fußbreit geöffnet, als sie etwas sah, das ihr den Atem raubte und sie bewog, sich rasch zurückzuziehen. Denn dieser Fairlie hatte sein kostbares Taschentuch auf den Schreibtisch gebreitet und war nun dabei, aus der Lade, wo Mrs. Bytheway die Ringe, das Perlenhalsband und die antike Brosche verwahrt hatte, diese Dinge herauszunehmen und in das Taschentuch zu wickeln.

Denn Mr. Cherry war im Begriff, sich mit höchster Beschleunigung von Lindleys Haus zu entfernen. Die Unterredung mit der aufgedrängten Tante hatte ihn schwer erschüttert und er fühlte das Bedürfnis nach Ruhe. Gegen Ende dieser Unterredung war sein Hirn wieder erwacht und hatte ihm angezeigt, was er tun müsse. Nicht um ein fürstliches Lösegeld würde er auch nur eine Stunde länger hier verweilen, wo er jeden Augenblick riskierte, unerwarteten Verwandten gegenüberzustehen. Wenn ihn eine Tante aufgestöbert hatte, warum nicht ein Onkel? Oder schlimmer, noch eine Tante? Er konnte von der Vorsehung nicht erwarten, daß sie ihm ewig beistehe. Außerdem mußte jeden Augenblick die Polizei eintreffen. Man konnte nie wissen, was sich schon alles herumgesprochen hatte . . . Dieser schnelle Abgang bedeutete wohl, daß er die Suche nach der Beute des Sekretärs aufgeben müsse, aber da war nichts zu machen. Besser die Freiheit und leere Taschen, als ein voller Ranzen und dann — der Gefängnishof.

Und nun erinnerte er sich der Lade im Schreibtisch. Er hatte gesehen wie die den Sekretär verdächtigenden Sachen von Mrs. Bytheway hineingelegt, aber nicht, ob sie wieder herausgenommen wurden. Wenn sie, wie vorauszusehen, noch drinnen waren, konnte er sie doch gut mitnehmen; die Brosche allein hatte hundertfünfzig gekostet . . .

Infolgedessen eilte Mr. Cherry, nachdem er sich von seiner gänzlich überflüssigen Verwandten verabschiedet hatte, in die Bibliothek und entdeckte zu seiner lebhaften Befriedigung, daß die Lade noch die Schätze barg. Er wickelte sie sorgfältig in das Taschentuch, das er in die Brusttasche steckte, dann widmete er noch einen Augenblick einer raschen Überprüfung der anderen Sachen des Schreibtisches. Da er nichts fand, das des Mitnehmens wert gewesen wäre, erhob er sich, wandte sich zur Türe und stand im nächsten Augenblick Anne gegenüber. Miß Kent hatte die letzte halbe Minute viel schnelle und erleuchtende Gedanken gehabt. Bisher hatte sie nur wenig von Mr. Cherry gesehen und das Wenige hatte ihr nicht besonders gefallen. Sein Anteil an der von ihr belauschten verhängnisvollen Unterredung zwischen Mike und ihm war ihr ja etwas unverständlich erschienen, aber sie hatte sich nicht weiter den Kopf darüber zerbrochen. Die Entdeckung der vermeintlichen Nichtswürdigkeit des Sekretärs hatte ihr genug zu denken gegeben. Unter der Schwelle des Bewußtseins war ihr jedoch ein unklares Mißtrauen gegen Mr. Cherry zurückgeblieben, das jetzt in offenen Verdacht ausbrach. Kein ehrlicher Mensch wickelt den Schmuck der Dame des Hauses in sein Taschentuch und steckt ihn in die Brusttasche! Wenn der Mann das tat, konnte er nicht auch jenes andere getan haben, dessen der Sekretär beschuldigt wurde? Anne fand diesen Gedanken merkwürdig tröstlich; in diesem Fall mochte die Unterredung eine völlig unschuldige Erklärung finden und dann — aber hier kehrte sie schleunigst zum Ausgangspunkt ihrer Gedanken zurück. Was sollte nun geschehen? Das folgende Benehmen von Miß Kent mögen nun wieder diejenigen erklären, die vorgeben, die Frauen zu verstehen. Zweifellos hätte sie jetzt einen durchdringenden Schrei ausstoßen sollen, der das ganze Haus herbeigerufen hätte, aber das tat sie nicht. Vielleicht fiel ihr ein — da sie von Natur keine Schreierin war —, daß er bestimmt davonlaufen würde, während sie schrie; vielleicht betrachtete sie das Ganze als eine persönliche Angelegenheit ihrer und des Sekretärs; vielleicht kam ihr ganz einfach nicht die Idee, Hilfe herbeizurufen. Wie dem auch sei, Miß Kent ging nun in gänzlich unerwarteter Weise vor. Jener Aloysius Bytheway, dessen Ableben Herbert und Hermine nach Lindley Haus gebracht hatte, war ein passionierter Reisender gewesen und hatte allerlei Geräte und Waffen aus aller Herren Länder heimgebracht, über die man teilweise stolperte und die zum anderen Teil die Wände der Halle fast vollständig bedeckten.

Zur Rechten der Bibliothektür, in ungefähr Brusthöhe, hing ein Schwert. Ein langes und schlankes Schwert mit reichverziertem Knauf und noch immer scharfer Spitze und feingeschliffener Klinge. Aloysius hatte es um schweres Geld von einem hebräischen Antiquitätenhändler gekauft, der ihm versicherte, daß „Bonnie" Prinz Charlie mit dieser Waffe einst zahlreiche Kehlen aufgeschlitzt habe. Dieser phantasievolle Antiquitätenhändler hätte sich wahrscheinlich ein paarmal im Grabe umgedreht, wenn er gesehen hätte, wozu Miß Anne Kent nun dies adelige Schwert benutzte.

Denn Anne war genau eine Sekunde, bevor Mr. Cherry sich umwandte und sie bemerkte, zurückgetreten und hatte das Schwert von der Wand genommen. Es war ein Impuls und verlieh ihr erhöhte Sicherheit. Also bewaffnet, trat sie kühn in die Bibliothek und dem Feind entgegen.

„Hallo!" sagte Mr. Cherry überrascht.

Anne packte das prinzliche Schwert fest mit beiden Händen und hob es empor, bis sich die Spitze vor Mr. Cherrys Brust befand, während sie den Knauf an ihre eigene drückte.

„Geben Sie die Sachen zurück!" befahl sie strenge.

Mr. Cherry fuhr zusammen.

„Wie?" sagte er.

„Legen Sie die Sachen zurück auf den Schreibtisch! Die Ringe und das Halsband und die Brosche. Sie sind in Ihrer Brusttasche."

Mr. Cherry fuhr wieder zusammen, denn er hatte nicht geahnt, daß sie ihn bei der Arbeit gesehen hatte. Etwas aus der Fassung gebracht, schaute er sie jetzt genau an. Er verdankte viel von seinen bisherigen Erfolgen seinem gänzlichen Mangel an Interesse für das weibliche Geschlecht, die er nur als Plünderungsobjekte zu betrachten gewohnt war. Jetzt allerdings wünschte er, sich für dieses besondere Exemplar der Gattung mehr interessiert zu haben. Er hatte nur gewußt, daß sie im Hause war, sonst nichts. Jedenfalls hätte er sich nie träumen lassen, daß sie ihn einmal mit einem Schwerte bedrohen würde.

„Was soll das heißen?" fragte er gereizt.

„Legen Sie die Sachen auf den Schreibtisch zurück!"

Mr. Cherry runzelte die Stirn. Er hatte Eile, fortzukommen, und dies Spiel war nicht nach seinem Geschmack.

„Sie wollen sich wohl ein wenig unterhalten," sagte er, „aber ich habe es ziemlich eilig. Bitte, lassen Sie mich vorüber!"

Er machte einen raschen Schritt vorwärts. Anne tat sofort das gleiche und die Spitze des Schwertes traf mit einem leichten Klingen auf den zweiten Knopf von Mr. Cherrys Weste. Er sprang schnell zurück.

„Hören Sie — —!" begann er empört.

„Legen Sie die Sachen auf den Schreibtisch zurück!"

Eine lange Pause entstand. Dann wandte sich Mr. Cherry und ging nachlässig auf die Fenstertüre zu. Er hatte kaum zwei Schritte gemacht, als die Spitze des Schwertes ihn merklich zwischen den Hosenträgern stach. Er wirbelte mit einem zornigen Ausruf herum.

„Lassen Sie ab, hören Sie!" rief er wütend. „Lassen Sie!"

„Legen Sie die Sachen auf den Schreibtisch zurück!"

Mr. Cherry, der dieser Narretei müde war, trat schnell zur Seite und griff nach dem Schwert. Er erwischte es, aber wenn die Schneide auch jetzt stumpfer war als in den Tagen des „Bonnie" Prinzen Charlie, war sie noch immer scharf genug, gewisse Dinge, wie z. B. Mr. Cherrys Hand, zu schneiden. Was sie auch tat. Er schrie auf und sprang weg, sich die zerschnittene Handfläche haltend.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten in der darstellenden Kunst.

Ein Gang durch die Jahrhunderte

Von Dr. Ludwig Kern.

Der oberflächlichste Kenner der Kunstgeschichte weiß, welch eine große Rolle das Weihnachtsmotiv in ihr spielt, und es ist naheliegend, daß bei der gewaltigen Ideenumwälzung, die das Christentum in die Welt brachte, auch der Kunst die fühlbarsten Impulse vermittelt wurden und diese sich neben der Wiedergabe des Todes des neuen Heilands am ehesten in der Geburt Christi auswirkten. Hier konnte sich mehr das Gemütsleben widerspiegeln, was immer das Ziel echter Kunst war, und die Vielheit der mitwirkenden Personen, die Mannigfaltigkeit der motivspendenden Legenden machten die Weihnachtsgeschichte zum beliebtesten Thema christlicher Darstellungen.

Die frühesten derartigen Bilder sind Fresken des 4. Jahrhunderts aus den römischen Katakomben von verhältnismäßig primitiver Technik und Auffassung. Für das ganze erste Jahrtausend bildete sich, namentlich durch den Einfluß byzantinischer Maler, ein starrer Typus der Darstellungen von Christi Geburt heraus: eine Felsenhöhle als Hintergrund, eine liegende Maria, ein festumwickeltes Kind. Erst den großen Künstlern der italienischen Frührenaissance gelang es, dieses Schema in ausdrucksvolles Leben zu verwandeln. Giotto, der Meister des Trecento, brachte einen seelischen Zusammenhang in die Weihnachtsszene, indem er das Neugeborene statt in die Krippe in den Schoß der Mutter legte. Sonst lieferten er und seine Schüler hauptsächlich erzählende Fresken, die sich gern mit der Vorgeschichte der Geburt Christi beschäftigten, denn durch deren Ungewöhnlichkeit wurde die Vorstellungskraft früherer Zeiten besonders angeregt, ähnlich wie die ohne Mutter aus dem Haupte des Zeus entsprungene Athene bei den Griechen besonderes Interesse genoß.

Im Quattrocento wurden neue Gedanken in die Darstellung der Weihnachtsgeschichte getragen. Botticelli schuf mit der Symbolik seiner „Geburt Christi" eine gewaltige Komposition, die uns freilich heute nicht mehr so viel gibt wie Corregios „Heilige Nacht". Dieses Gemälde, das in der Dresdener Galerie hängt, kann als das beste alte Weihnachtsbild angesprochen werden, wenngleich von seinem Farbenzauber viel verloren gegangen ist. Neben dem schönen Frauentypus, den der emilische Meister hier herauszubilden Gelegenheit hatte, ist die Lichtwirkung das Überwältigende daran. Unter Verzicht auf einen Heiligenschein oder vom Himmel kommende Strahlen ist das Jesuskindlein als Lichtquelle gewählt worden und triumphiert mit dem übernatürlichen Glanz, der von ihm ausgeht, über die umgebende Finsternis. Auffallend ist, daß die anderen Vertreter der Hochrenaissance in Italien, Raffael, Michelangelo und Leonardo keine Weihnachtsbilder hinterließen; sie bevorzugten die Darstellung von Personen vor der von bestimmten Szenen, wofür ihre vielen Madonnen Zeugnis ablegen.

Für die westeuropäischen Maler jener Epoche und der folgenden Zeit ist charakteristisch, daß sie die biblischen Er-

eignisse in noch stärkerem Maße als die Italiener in ihre Anschauungswelt umpflanzen. Die Maria des Murillo ist eine schöne Spanierin, die Hirten des Velasquez stammen aus der andalusischen Ebene, und die Bilder französischer Meister zeigen die Himmelskönigin im kalten Zeremoniell prachtstrotzender burgundischer Höfe.

Wie viel mehr zu Herzen gehend mutet da die nordische Kunst an. Die derben Gesichter der Rembrandtschen Figuren, die bäuerlichen Hände seiner Maria, die beiden Hühner unter dem Stalldach, sie wecken im geheimnisvollen Helldunkel seines Münchener Bildes einen wirklichkeitswahren und doch andachtsvoll traulichen Eindruck im Beschauer. Von den älteren deutschen Malern sind viele Weihnachtsszenen hinterlassen worden. Sie entzücken durch ihre Gedankenfülle und ihre kraftvolle Komposition, doch wirken sie mitunter für das Thema zu sehr verirdischt. So wenn Mathias Grünewald auf seinem Isenheimer Altare auf der einen Hälfte den jubilierenden Engelchor im Prunksaal wiedergibt, auf der anderen neben dem Bettchen für das Neugeborene seinen Badezuber und ein weiteres für Kinder unentbehrliches Requisit zeigt. Auch Dürer kann nicht daran vorbei, seinem Bild „Weihnachten" den Charakter einer altnürnbergischen Wochenstube zu geben, doch ist die wohlige Behaglichkeit, die das Werk aufweist, der Würde des Gegenstandes nicht abträglich. Daneben schuf er einen Kupferstich „Die Geburt Christi", die von einer gemütstiefen Auffassung und großer Hingabe an das Detail zeugt. Jede Sparre des verfallenen Daches, jede Ritze des alten Ruinengemäuers, in dem sich die Szene abspielt, ist mit liebevoller Feinheit ausgeführt. Dabei kommt der sonst so vernachlässigte Josef endlich zu seinem Recht: mit eifriger Geschäftigkeit schöpft er Wasser aus einem Ziehbrunnen, während er von den Italienern als unwillkommene Figur meist in unmögliche Verlegenheitsstellungen gebracht oder ganz weggelassen wurde.

Ein großer zeitlicher Sprung führt zu Ludwig Richter, dem Schüler Dürers in der Kunst seiner Holzschnitte. In diesen hat er oft das Thema variiert, das seiner berühmten Radierung „Christnacht" zugrunde liegt. In das Genrebild einer deutschen Kleinstadt mit dem Lichterglanz hochgiebeliger Fachwerkhäuser und den vom Kirchturm blasenden Musikanten ist allegorisch als Mittelpunkt gestellt worden mehr noch als das in die Weltkommen des Christkindes zum ersten Mal und in denkbar glücklichster Weise die Apotheose der deutschen Weihnachtstanne. Welch Unterschied zu dem ungefähr gleichzeitigen Bilde in der Münchener Ludwigskirche von Peter von Cornelius, dessen dogmatische Ideenwiedergabe eine vollendete Formensprache aufweist und welche Gemeinsamkeit trotz allem in dem tiefen seelischen Gehalt des „Freue dich, o Christenheit" auf der einen, des „Friede auf Erden" auf der anderen Seite.

Von noch späteren Werken ist Defreggers „Anbetung der Hirten" zu erwähnen, das unbeschadet seines familiären Charakters durchaus weihevoll wirkt. Ludwig Thomas großes Triptychon in Karlsruhe bringt insofern Neues, als es die Könige nicht anbetend darstellt, sondern sie dem Stern von Bethlehem folgend zeigt: auffallend sind auch die häßlichen Engel auf diesem Bild, die sich damit in den Rahmen sonstiger Thomasscher Kinderzeichnungen einfügen. Fritz von Uhde endlich schuf das reifste moderne Weihnachtsbild, an die Seite zu stellen dem des Correggio, mit dem zusammen es in der Dresdener Galerie hängt. Es verbindet schlichten Ernst und anspruchslose Feierlichkeit mit dem Empfinden unserer Zeit, und die von einer Stallaterne beleuchtete, halb erhobene Maria, die voll Andacht das schlafende Kind in ihrem Schoß betrachtet, ist von wahrhaft ergreifender Wirkung. In anderen Werken hat Uhde mehr die Mühsale und Entbehrungen der Gottesmutter dargestellt, wie sie in Erwartung ihrer schweren Stunde ermattet über die verschneite Landstraße wankt oder schwerfällig an einem Zaun lehnt. Menschlich packend sind diese Bilder, weil sie die Verbundenheit menschlichen Elends und himmlischer Gnade vor Augen führen, worauf gerade zur Weihnachtszeit die Gedanken gern gerichtet werden.

Lustige Rundschau

* **Bissig.** „Sie meinen wohl, ich wäre ein Ochse?" — „Nee, ich beurteile niemand nach seinem Äußeren!"

*

* **Verblümte Aufforderung.** Junger Mann (zu einem jungen Mädchen): „Ich bin ein wenig Gedankenleser, mein Fräulein." — Sie: „So? Warum bleiben Sie denn da am anderen Ende des Sofas sitzen?"

Der Verweis.

Humoreske von Alfred Petto.

Quintus Himmelreich, ein armer Dorfschulmeister, wurde einst wegen eines geringfügigen Amtsvergehens vor das Hochwohllöbliche Schulkonsistorium befohlen. Da war die festgesetzte Stunde längst in Warten verstrichen, und die Herren hatten sich bereits, nachdem sie den Kasus abgetan, bei einigen Flaschen des wonnigen „Augenscheiners" bequem gesetzt, als der Übeltäter erschien.

Der zog den Hut, grüßte die Herren und sagte, indem er den rot erhitzten Kopf ein wenig neigte, lächelnd: Da sei er, Quintus Himmelreich, man möge gnädig mit ihm verfahren. Und nahm umständlich Platz. Die gestrengen Herren Schulräte, indem sie sich zurecht rückten und die Amtsmiene aufsetzten, ließen da die Gläser untätig vor sich stehen und sahen den Schulmeister strafend an. Räusperten sich. Derweil saß Quintus Himmelreich erwartungsvoll vor ihnen; die Schuhe waren vom Wege staubig, den langen zeisiggrünen Rock hatte er bis zum obersten Knopf aufgetan. Er war sehr erhitzt.

Da sagte der Schulrat und blickte über die Gläser hinüber, indem er sich zögernd erhob, ein Hochwohllöbliches Konsistorium, beauftragt, den Kasus zu untersuchen und abzuurteilen, sei nach langer und ernstlich gepflogener Beratung zum Beschlusse gekommen, ihn mit einem Verweise zu bestrafen. Sagte es ernst, und ob er sich auch bemühte, den Ernst vor jenem Lächeln des Quintus Himmelreich an sich zu halten, so kam ihm doch ein dünnes, unsicheres Lächeln in die Worte, da er sich dabei hinter den Gläsern und schweren Flaschen sitzen wußte, die der Verurteilte mit spöttischen Blicken ablief.

Da habe er ihn, den Verweis, fuhr der Schulrat unwilliger fort, er erspare es sich, ein langes Straftraktat zu geben, ermahne ihn jedoch, wenn wieder etwan ein Citatur ad Magnificum gegen ihn ergehe, pünktlicher zur Stelle zu sein. Und blickte darauf die anderen Herren der Reihe nach an. Die nickten zustimmend und ließen die Augen schwer über die Gläser gehen.

Doch wie sie darauf mit lustigen Scherzen die Gläser leer tranken, und wieder füllten, und die Fenster öffneten, und die frische Luft in die rauchige Stube ließen, und wie sie, das desipere in loco des Horaz beherzigend, lachten und kicherten und, lustiger im Weine, meckerten und lärmten, da war der alte Dorfschulmeister noch immer unter ihnen, nur abseits im Dunkel der Stube, und ruhte sich erst von dem anstrengenden Fußwege aus.

Wohl bemerkten sie ihn nach einer Weile, riefen ihn her und luden ihn ein, am Tische Platz zu nehmen und zu erzählen, da sie ihn von der Seite her kannten, daß er voll des sprudelnden, festen Witzes war. Vergaßen darüber, ihm ein Glas einzuschenken.

Der Himmelreich kam wohl, doch saß er mit angezogenen Knien auf dem Stuhle und machte eine gut gespielte Säuerlichkeit in seinem Gesicht. „Alle Wetter!" stieß ihn der Trierer an, „Himmelreicher (so nannten sie ihn), ist Euch der Verweis so nahe gegangen? So erzählt uns jetzt was Neues."

Da sah sich der Himmelreicher unvermutet unter einer frohen Zecherschar und in amtsbrüderlicher Neckerei und mit denen am Tische, die zuvor noch über ihn zu Gericht gesessen hatten. Doch ward ihm unbehaglich, daß ihm, der kein Glas Wein hatte, da der süße Weinduft um die Nase strich.

I, was solle er da von seinem Dörflein erzählen, da sei Alt und Neu, Heut und Gestern das Nämliche, Sonnen- und Regenzeit, Erntenot, das Vieh im Stalle, sagte er, — doch halt, da fiele ihm etwas ein, plauderte er in verstellter Nachdenklichkeit daher, nämlich dem Peter Weiland seine Kuh habe fünf Kälber geworfen . . .

„Meiner Seel, — fünf Kälber!" rief da der Schulrat baß vor Staunen, und ließ das Glas vom Munde, doch der Trierer brüllte los und zischte den Wein heraus und wurde platzrot: „Himmelreicher, Ihr seid ein Erzgauner, eine Kuh hat ja nur vier Strich! Was macht denn da das fünfte?"

Ja, was das fünfte mache, — wenn die anderen vier saufen?

Da verzog der Himmelreich nur das runzlige, schelmige Gesicht und meinte einfältig: „Das ist einfach, Herr Amtsbruder, — es guckt zu — wie ich!"

Und schlug ein Lachen an, in das die Gefoppten belustigt einfielen. Und für eine Weile war die Stube tosend angefüllt mit schallendem Gelächter.

Bis der Himmelreicher ein Glas vor sich hatte und sich wohlhäbig zurecht setzte, die Zunge schnalzte, die Nase hob — — —

Wenn Madame Spielschulden hat.

Madame hat für nichts anderes Zeit als für ihre Lieblingsbeschäftigung, das Glücksspiel. Ihrer Ehe vermag sie nämlich keine Reize mehr abzugewinnen, also spielt Madame fast jede Nacht. Ohne Spiel kann Madame wirklich nicht mehr leben. Es ist ihr ebenso notwendig wie Lippenstift und Reispuder. So sitzt sie eines Abends in einem Kasino ihres lieben französischen Vaterlandes und läßt ihre schlaffen Nerven vom Surren der Glückskugel aufpeitschen. Einem reichen Industriellen sind die Einsätze zu gering: „Lappalien! Wer hält gegen mich 150 000 Franken?“ — „Ich möchte schon“, meint Madame tiefsinnig und melancholisch, „doch ich habe nicht genügend Geld.“ — „Schadet nichts, Madame. Spielen wir auf Ehrenwort.“ — „Abgemacht.“ Madame verliert. 150 000 Franken sind keine Bagatelle.

Die Mitteilung von einem derartigen Verlust kann selbst den sanftmütigsten Gatten aus der Fassung bringen. Madame überlegt einen Augenblick, bevor sie den üblichen Schuldschein kritzelt. Dann zieht sie kurz entschlossen ihr Scheckbuch, das dank einer Reihe kürzlicher Abhebungen nur noch Makulaturwert besitzt: „. . . zahle an Herrn X. X. oder Überbringer 150 000 Franken . . .“ — „Bitte, mein Herr.“ — „Vielen Dank, Madame, empfehle mich Ihnen zu gelegentlicher Revanche.“ — Der Bankbeamte wiegt den Scheck bedauernd in der Hand: „Tut mir leid, mein Herr. Ohne Deckung.“ Der schwerreiche Gewinner geht fluchend zu seinem Anwalt: „Einklagen! Wegen Betrug anzeigen!“ —

Madame steht also kurz darauf vor Gericht. „Wegen Ausstellens eines Schecks ohne Deckung, Betrug usw.“ steht in der Anklageschrift. Welche Schande! Madame wird daraufhin für einige Monate hinter den schwarzen Mauern von St. Lazare verschwinden müssen. Skandal! „Was?“ entrüstet sich Madame. „Seit wann ist man denn gesetzlich verpflichtet, Spielschulden zu bezahlen!“ — „Spielschulden?“ echot der Vorsitzende tiefsinnig. „Stimmt das, Herr Anwalt von der Gegenpartei?“ — „Jawohl.“ — „Schön“, sagt der Richter und verkündet das Urteil: „Die Angeklagte wird von der Beschuldigung des versuchten Betruges freigesprochen, da es sich bei der in Frage kommenden Summe um Spielschulden handelt. Wegen verbotenen Glückspiels wird die Angeklagte zu einer Geldstrafe von 16 Franken verurteilt.“ — „Vielen Dank“, sagt Madame und neigt gegen den feindlichen Anwalt hohnlächelnd ihre Lindberghkappe. Es gibt doch immer noch galante Richter!



Bunte Chronik



* **Der erste Versuch zur Überquerung des Atlantik auf dem Luftwege.** In einer 55 Jahre alten Ausgabe einer amerikanischen Zeitung hat man den scheinbar ganz in Vergessenheit geratenen Bericht über den ersten Versuch entdeckt, den Atlantik auf dem Luftwege zu überqueren. Der Plan stammte von einem Professor A. John Wise, und zwar sollte die Fahrt in einem Luftballon ausgeführt werden. Doch bevor das Unternehmen zum Abschluß kam, zankte sich Wise mit seinen Finanzleuten und trat von der Leitung zurück. Auf alle Fälle wurde aber ein Ballon für diese Fahrt angefertigt, welcher den Namen Daily Graphic erhielt. Im Jahre 1873 waren alle Vorbereitungen getroffen. Der Start erfolgte in den Capitolina Gardens von Brooklyn, der Long-Island Vorstadt von Newyork. Anstelle des Ballonkorbes hatte man ein Rettungsboot aus Segeltuch angebracht, in dem die Ozeanreisenden, der Ballonführer H. Donaldson aus Washington, ein Gehilfe und ein Journalist, namens Alfred Ford, Platz genommen hatten. Unter dem Jubel eine riesigen Menschenmenge stieg der Daily Graphic zu seinem Ozeanfluge auf. Er kam aber nicht sehr weit, denn bereits nach kurzer Fahrt krachte der Ballon unweit New-Canaan, in Connecticut, auf die Erde. Es gelang jedoch den Insassen, schnell aus ihrem Rettungsboote herauszuspringen, so daß sie ohne Verletzungen davonkamen. Mr. Ford setzte sich dann hin und schrieb einen glänzenden Bericht: „Wie wir nicht den Atlantik auf dem Luftwege kreuzten“. Dann verschwand die ganze Geschichte sang- und klanglos in der Versenkung.

*

* **Neues Verfahren in der Kunstseidefabrikation.** Vor einem kleinen Kreise von Interessenten fand kürzlich in der Nähe von Manchester die Vorführung eines neuen Verfahrens in der Herstellung von Kunstseide, des sogenannten Brandwood-Prozesses, statt, das möglicherweise eine Umwälzung in dieser so schnell zur Bedeutung gelangten Industrie hervorrufen wird. Die bei dem bisherigen Verfahren notwendigen vierzehn Stufen der Fabrikation werden auf nur sieben vermindert, womit ein beträchtlicher Zeitgewinn verbunden ist, da die für die Gewinnung des fertigen Fabrikats erforderliche Dauer von bisher 72 auf nur sieben Stunden herabgesetzt wird. Das Strähnen des Materials fällt bei dem neuen Verfahren ganz fort, die verschiedenen Fabrikationsstufen erfolgen sämtlich auf einer Haspel besonderer Konstruktion. — Das bisherige Verfahren brachte es mit sich, daß ein großer Teil der fertigen Kunstseide infolge der Empfindlichkeit des Gewebes als zweitklassige Ware unter dem Selbstkostenpreise abgegeben werden mußte. Die nach der Brandwood-Methode gewonnene Kunstseide soll indessen bis zu 90 Prozent und darüber erstklassige Seide enthalten. Dies in Verbindung mit dem bei der Produktion erzielten Zeitgewinn muß zu einer wesentlichen Senkung der Preise für Kunstseide erster Qualität führen. Eine Fabrik in Littleborough ist bereits auf das neue Verfahren umgestellt und wird demnächst mit tausend Arbeitern den Betrieb im großen aufnehmen.

*

* **Schlangengift gegen Epilepsie.** Ein neues Heilmittel gegen die Epilepsie glaubt der Besitzer einer Schlangenfarm in Südafrika, Mr. Fitzsimmons, gefunden zu haben. Er hatte gelesen, daß vor einigen Jahren in Kanada ein an Epilepsie leidender Hinterwäldler von einer Klapperschlange gebissen worden war und daß danach die Anfälle nicht wieder auftraten. Als nun in Südafrika sich ein ähnlicher Fall ereignete, wurde Fitzsimmons aufmerksam und begann, da ihm ja reichliches Versuchsmaterial zur Verfügung stand, der Sache nachzugehen. Er setzte sich mit einer Reihe von Ärzten in Verbindung, denen er Schlangengift in getrocknetem und sterilisiertem Zustande lieferte. Die ersten an Kranken angestellten Versuche fielen nicht sehr befriedigend aus, wenngleich in fast allen Fällen ein Nachlassen der Stärke der Anfälle festgestellt wurde. Durch immer neue Anpassung und Mischung des Giftes ist jetzt endlich ein unfehlbar wirkendes Präparat gefunden worden, so daß man die furchtbare Krankheit in Zukunft mit Erfolg wird bekämpfen können.

*

* **Paris: Küssen verboten.** Die kleinen Midinetten in Paris sind tieftraurig, denn der gestrenge Herr Polizeipräsident Chiappe hatte ihr größtes Vergnügen mit einem einzigen Federstrich verboten. Alljährlich am 5. Dezember findet in Paris der sogenannte Katharinentag, die Volksbelustigung vieler zehntausender von kleinen Mädchen statt. Dieses Jahr bereiteten sich die Midinettes wieder auf dieses Fest vor. Da kam aber Herr Chiappe dazwischen. Er befahl ganz einfach: Der Kuß auf den Straßen von Paris am 5. Dezember ist verboten. Und die kleinen Nähmädchen wußten nicht, was beginnen. Sie pilgerten zwar in die Notre Dame de Banne Nouvelle Kirche und auch in die Madelaine-Basilika und baten inbrünstig zu ihrem Schutzheiligen, er möge ihnen einen Gatten verschaffen, aber sie hielten sich an diesem Tage nicht auf der Straße, sondern zu Hause auf. Das Straßenbild war diesmal ein gänzlich ungewohntes. Man sah nur einige hunderte Midinettes, sehr viele Studenten und noch mehr Polizisten, die Acht gegeben haben, daß die Verordnung strikte eingehalten werde. Der Katharinentag, ohne auf der Straße küssen zu dürfen, ist ein Unding. Und das sieht jetzt auch Herr Chiappe ein. Für dieses Jahr ist es aber schon zu spät.

*

* **Die Stadt der wenigsten Morde.** Soeben ist der Jahresbericht der Stockholmer Kriminalpolizei veröffentlicht worden. Aus ihm ist zu ersehen, daß im Jahre 1927 in Stockholm 8896 Verbrechen verübt worden sind, wovon 5350 (etwas über 60 Prozent) restlos aufgeklärt wurden. Der Wert des gestohlenen Eigentums beziffert sich auf anderthalb Millionen Kronen, wovon 75 Prozent den Eigentümern wieder zugestellt werden konnten. Weitaus die größte Mehrzahl der Verbrechen entfällt auf gewöhnlichen Diebstahl. Stockholm hat die niedrigste Mordziffer in Europa und Amerika; denn im Laufe des ganzen Jahres 1927 wurden in Stockholm nur zwei Morde verübt. Der eine Mord wurde von einem Irrsinnigen verübt, der zuerst seine Frau erschlug und sich dann selbst das Leben nahm. Auch die Zahl der Raubüberfälle ist in Stockholm erstaunlich gering, wie die Tatsache beweist, daß im Jahre 1927 nur vier Raubüberfälle registriert wurden. Die Zahl der Fälschungen beträgt 211, und die der Betrugsfälle 702. Verhältnismäßig häufig ist der Fall des Versicherungsschwindels, der in 1115 Nummern verzeichnet ist.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.